

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der
Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Gruenwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 1. Januar 1903.

(Nachdruck verboten.)

Ein Sünder.

Roman von B. Buchwald.

I.

„Sei immerhin schlecht, aber nicht ehrlos, sei leichtsinnig, aber nie gemein!“ — Das war die Lehre, welche der Freiherr von Kauffungen seinem Sohne Werner gab, als dieser ins Leben trat. Er selbst hatte nach diesem Sittenspruch gelebt. Ein herzloser Egoist, hatte er seine Ehe aus Gründen der Vernunft, nicht aus denen der Liebe geschlossen und das einzige Kind, welches dieser entsprossen, betrachtete er mit fast beleidigender Gleichgiltigkeit. Er glaubte in den tiefblauen Augen seines Sohnes einen Gang zur Poesie und Schwärmerei zu entdecken, welcher die Eigenart der früh verstorbenen Mutter gewesen, und diese Regungen erschienen ihm so albern, daß er sie verachtete.

Zehn Jahre nach seiner Gattin Tode vermählte er sich noch einmal. Es war ein armes aber schönes, ein kühles, aber kluges Weib, das er diesmal gewählt. Er hatte die reizende Frau gewählt, weil sie ihm gefiel; sie den alternden Mann, weil es sie nach seinem Reichthum, welchen er theils ererbt, theils selbst errungen, gelüstete. Wie er einst, hatte nun sie berechnet. Und willig gab er ihr Summen zum schrankenlosen Vergenden, nicht aus Schwäche, sondern weil er den Luxus liebte und sie ihm ein Spielzeug, eine Puppe war, die man gern schmückt. Ebenso betrachtete er die Kinder, welche sie ihm schenkte, einen Knaben und ein Mädchen, und das war doch wenigstens etwas mehr, als jenes Gefühl, das Werner ihm einflößte.

Dieser vertrat sich mit der Stiefmutter indessen prächtig. Das fröhliche Treiben, das mit ihr ins Haus gezogen, behagte ihm und sie selbst begegnete dem schönen und ritterlichen Knaben mit großer Freundlichkeit. Sie lächelte jedem zu, der ihr nicht hindernd im Wege stand, und das that Werner nicht. Einestheils war er noch zu jung, um die Summen berechnen zu können, die sie verbrauchte, andernteils neigte er selbst zu Leichtsinne und Verschwendung. Und in diesem Gange unterstützte ihn die Frau v. Kauffungen geradezu. Noch als Werner das Gymnasium besuchte, bestärkte sie ihn in einem über seine Jahre hinausgehenden Luxusbedürfnis, und als er später in das in S. garnisonirende Husarenregiment trat, war sie es, die seine kostspieligen Passionen entschuldigte und bei dem Freiherrn die Einlösung protestirter Wechsel auswirkte. Auf diese Weise seinen Leichtsinne ausbildend, sagte sie sich mit leisem Triumph, daß er niemals mit einem Wortwurf vor sie hintreten könnte, und in ihrer Güte

erschien sie Werner wie ein Engel, welchen er mit zärtlicher Galanterie umgab.

Mit einundzwanzig Jahren wurde er Offizier, und der Vater gab ihm die Sittenlehre mit auf den Weg. An demselben Tage machte ihm der Freiherr die Eröffnung, daß er außer einer bedeutenden Zulage augenblicklich nichts zu erwarten habe. Das Vermögen seiner Mutter, auf das er möglicherweise gerechnet, sei ihm, dem Freiherrn testamentarisch zugesprochen worden.

Obgleich ein großer Menschenkenner, hatte der Freiherr den Sohn doch falsch, weil zu sehr nach sich selbst, beurtheilt. Werner nahm die Eröffnung mit unerhörter Gleichgiltigkeit hin. Geld hatte für ihn gar keinen Werth; ihm genügte die bewilligte Zulage und ein Kredit, der schon dem Abentheur von Nutzen gewesen. Ob ihm schon jetzt ein Vermögen zufiel, ob erst nach des Vaters Tode, kümmerte ihn so wenig, als der Bankrott oder das Gedeihen einer überseeischen Handelsgesellschaft.

Und mit gleicher Nachlässigkeit übersah er des Vaters meisterhaften Schachzug, mit welchem dieser das Vermögen seiner ersten Gemahlin an sich zu bringen gewußt hatte. Die ihm gehörende Liebe zu Werners Mutter war von dem Freiherrn mit kaltblütigem Geschick benutzt worden, um die willenslose Frau nach seinem Belieben zu lenken. Dies ahnte aber Werner nicht einmal.

Kauffungen schickte nun seinen Sohn zum Regiment zurück und Werner fühlte sich im Besitze umfangreicher Wechsel und dem Rechte, leichtsinnig sein zu dürfen, sehr glücklich. Er richtete sich eine Wohnung ein, welche Kunstsinne und vornehmen Geschmack verrieth, gab Diners, welche unter seinen Kameraden als „verteufelt nett“ bekannt waren und von denen die wunderbarsten Geschichten bald die ganze Stadt durchschwirrten.

Er wußte sich schier nicht zu fassen vor Uebermuth. Und wenn die Alten darob die Hände entsetzt über dem Kopf zusammenschlugen und des Freiherrn Namen am Stammtisch wie beim Kaffeeklatsch gleichmäßig schwarz ankreideten, so verkündeten die Lippen der Jugend sein Lob desto beredter.

Freilich war Werners Aeußere auch von gewinnender Art. In der nicht gerade großen Figur lag geschmeidige Kraft, mit höchster Eleganz gepaart. Auf dem Reit- und Fuchtboden waren seine Bewegungen von haarscharfer Sicherheit, urkräftige Muskelatur verrathend, im Salon von fast frauenhafter Anmuth. Aus dem leicht gebräunten Gesicht mit den regelmäßigen Zügen schauten Augen, groß, blau, weich, und sie waren es vor allem, welche ihm den Spitznamen eines „Vainqueur“ (Siegers) eintrugen.

So verlebte Werner in heiterer Sorglosigkeit einige Jahre. Da trat ein Ereignis ein, welches seinem Leben in der Folge

eine Wendung geben sollte. Der junge Landesfürst, welcher erst vor kurzem den Thron bestiegen, schickte sich zu einer Rundreise durch seinen kleinen Staat an und hatte auch die Einladung der Stadt S., des Garnisonortes Werners, angenommen. Hier war die Feier eine doppelte, denn die Einweihung des neuen Rathhauses — das alte war durch die Last der Jahre den Vätern der Stadt gefährlich geworden — sollte bei des Fürsten Anwesenheit sogleich vollzogen werden.

Die Vorbereitungen zu diesen Festlichkeiten verliefen allerdings nicht ohne manchen Verdruß. Grund dazu lieferte das gespannte Verhältniß zwischen Magistrat und Militärverwaltung. Beide lagen sich seit langer Zeit wegen eines Streites um den Exerzierplatz, worin die Stadt endlich hatte nachgeben müssen, in den Haaren. Lose Reden einiger Spottvögel im Regiment, welche die Stadtverordneten zur Zielscheibe nahmen, hatten die Spannung verschärft. Derbere Redensarten von Seiten der Angegriffenen waren erfolgt, so daß sich das Offizierkorps grollend zurückzog. Hatte dasselbe, namentlich im Hause des Bürgermeisters, welcher sich durch eine vornehmer Herkunft entstammende Frau und einen umfangreichen Geldbeutel auszeichnete, früher sehr viel verkehrt, so kannte die jüngere Generation des Regiments kaum mehr den alten, jovialen Herrn. Seine Frau war gestorben —, der Geldbeutel geblieben, aber der Exerzierplatz hatte den kameradschaftlichen Verkehr vom Hause des Bürgermeisters wie ein böser Geist verschleudert.

Der Besuch des Landesfürsten gab Anlaß zu einer Annäherung der feindlichen Parteien. Man wollte dem hohen Herrn doch nicht den unerquicklichen Anblick von Uneinigkeit geben, und so beschloß man, für die Tage der Feierlichkeiten Haß und Groll beiseite zu legen. Das Offizierkorps, als stolzer Besitzer des unglücklichen Streitobjektes, trat zurück und gestattete, daß die Einweihung des Rathhauses den Anfang der Festlichkeiten mache; die Tochter des Obersten aber sollte dafür dem Fürsten auf dem Bahnhof das Empfangs-Bouquet überreichen.

Der Bürgermeister gewährte dies mit einem Schmunzeln auf dem gerötheten, gutmüthigen Gesicht, als hätte er noch einen ganz besonders schlaun Hintergedanken dabei. Der Einweihung des Rathhauses sollte ein Diner daselbst, an welchem das Offizierkorps ebenfalls theilnahm, folgen; ferner war eine Rundfahrt durch die festlich illuminierten Straßen geplant. Für den nächsten Tag war Parade, Diner im Offizierkasino, zu welchem die Vertreter der Stadt hintwiederum geladen, beschlossen. Und um die festlichen Tage würdig zu enden, wollten Offizierkorps und Stadtvertretung zusammen einen Ball in den herrlichen Räumen des Rathhauses geben, welcher an Glanz alles bisher Dagewesene überbieten sollte und von dem Frauen und Mägdelein schon Wochen vorher träumten.

Endlich war der Zeitpunkt da, an welchem der Oberst mit seinem Adjutanten, der Bürgermeister und mehrere Stadtverordnete den Fürsten auf dem Bahnhof empfingen. Mit gewinnender Liebenswürdigkeit hatte der Ankommende die Erschienenen begrüßt, war dann die Ehrenschwadron abgeschritten und hatte darauf den Wartesaal betreten, wo ihm des Obersten Tochter in prächtiger Toilette und mit tiefster Reverenz ein mächtiges Bouquet überreichte.

In dem Hotel ersten Ranges, das sein festliches Gewand angelegt hatte, kehrte er ein, um kurze Ruhe zu halten und ein Frühstück einzunehmen.

Nach Verlauf einer Stunde läuteten die Glocken, und unter ihren feierlichen Klängen betrat der Fürst mit seinem Gefolge, dem Obersten, diesem zur Seite Werner von Rauffungen, dem Regimentsadjutanten und den Rittmeistern das Rathhaus, dessen reinen gothischen Stil er schon bewundert hatte. Es traten ihm

der Bürgermeister, die Stadtverordneten und die Geistlichkeit im vollen Ornat entgegen. Er ward in eine Halle geführt, die ein städtisches Museum bildete. Hier wurden die Fahnen aufbewahrt, die S., als es noch freie Reichsstadt war, erobert hatte, ferner Urkunden von den deutschen Kaisern, kostbare Geräthe, Beutestücke aus glücklich geführten Kriegen.

Hier fand der eigentliche Einweihungsakt statt. Eine Rede des ersten Geistlichen, eine kürzere Ansprache des Bürgermeisters ward mit einigen Worten des jungen Fürsten erwidert und der Akt wäre zu Ende gewesen, wenn bei der üblichen Schlüsselübergabe nicht ein kleines Schauspiel vorübergezogen wäre, welches das Interesse der Anwesenden in Anspruch nahm und die Gemüther mehr elektrisirte, als alle gefühlvollen Rückblicke auf die ruhmvollen Geschichte des Städtchens.

Durch die von zwei Edelknaben geöffneten Thüren trat ein junges Geschöpf in der zierlichen Tracht eines vornehmen Bürgermädchens des siebzehnten Jahrhunderts. Auf purpurnem, mit goldener Krone gestickten Kissen trug es die Schlüssel des Rathhauses, langsam dem Fürsten zuschreitend, und mit tiefer Verbeugung sie ihm übergebend. Ein altdeutsches Sprüchlein hätte dazu gehört, aber in holdester Befangenheit traten die Worte nicht auf die jungen Lippen. Und wie der lachende Sonnenschein durch die bunten Fenster glitt, und das Mädchen mit magischen Strahlen umwob, schien es die Verkörperung eines Frühlingstages.

Eng und doch leicht schmiegte sich das dunkle, pelzverbräunte Gewand an die schönen Linien des Leibes, schwere goldblonde Zöpfe fielen auf den Rücken unter dem perlenbesetzten Sammetmützchen hervor und leichte Lösschen umgaben die Stirn. Aus dem Anlitze mit den regelmäßigen Zügen grüßte die Jugend — die holde, fröhliche Jugend! Sie spielte auf den rothen Lippen, auf der reizenden Rundung der Wangen und grüßte entgegen aus den blauen Augensternen, welche dem Beschauer durch einen eigenthümlich sinnenden, ernstern Blick auffallen mußten.

Auf die Gesichter der Männer trat ein freudiges Staunen, welches indeß durchaus nicht zur Redheit wurde, sondern nur in den Grenzen erlaubter Bewunderung blieb. Nur der Oberst zog die Brauen zusammen und in dieser Minute ging von neuem ein Riß durch das mühsam angebahnte Einvernehmen zwischen Militär und Stadtvertretung.

Die romantische Art der Schlüssel-Abgabe stand nicht im Programm, welches der Oberst mit entworfen, und ein boshafter Stadtverordneter hörte schon im Geiste die schrille Stimme der Frau Oberst, wie sie den letzten Akt als durchaus unpassend hinstellte, — taktlos von dem Bürgermeister, seine Tochter, denn diese war es, in eine Versammlung von Männern zu schicken, obgleich sich die Uebergabe der Schlüssel von derjenigen des Bouquets nur durch Objekt und die Altersstufe der Damen unterschied.

„Geruhen Eure Hoheit, aus meiner Tochter Hand die Schlüssel huldreichst entgegenzunehmen?“ hatte der Bürgermeister, roth vor Vaterstolz und Verlegenheit, gestammelt, und der junge Fürst neigte sich tief und führte, nachdem er die Schlüssel entgegengenommen und das Kissen einem Edelknaben überreicht, die schlanke, weiche Hand des Mädchens an seine Lippen.

In Purpurgluth getaucht, stand dieses vor ihm, aber der Fürst verstand es prächtig, ihm über die Peinlichkeit der Lage hinwegzuhelfen, und die gewandte und doch ehrerbietige Rede-weise des jungen Fürsten verschleuderte schließlich alle Schüchternheit des Mädchens. Mit gewinnender Liebenswürdigkeit bot er ihr den Arm, um sie zum Wagen zurückzuleiten, und sein Blick glitt dabei in unverkennbarem, doch diskretem Gefallen

über das anmuthig gesenkte Köpfchen, das süße Antlitz und den tadellosen Bau der jungen Gestalt.

Niemand beobachtete den Fürsten so genau, nur Werner von Kauffungens scharfes Auge fing den Blick auf und dem schönen Paare Platz machend, war es nun an ihm, die Brauen zusammenzuziehen. Und er that's, der thörichte Mann, den Eifersucht schon vor dem Besitz quälte! War's Zufall — war's des Himmels Fügung — als das Mädchen an ihm vorüber-schritt, schlug es sein blaues Auge voll zu ihm auf. Einen Moment senkte sich mit magischer Kraft sein Blick in das sinnende Augenpaar, was ein ganz unbegründetes Erglühen beider zur Folge hatte.

Im Vestibül zögerte der Fürst; mit richtigem Takt nahm er Anstand, das junge Mädchen durch das Hauptportal zu führen und damit den Blicken der Neugierigen auszusetzen. Und schon las er im Antlitz des Bürgermeisters, daß dieser in dem Punkte ebenso dachte. Mit freundlicher Frage kam er ihm zu Hilfe und der ehrenwerthe Mann stammelte etwas von „Seitenthür“ und „Er. Sobeit nicht zumuthen können!“

„Wir sollten Ihr Töchterlein allein gehen lassen, meinten Sie?“ entgegnete lachend der Fürst. „Was würden die Ahnen aus jener Zeit, die uns heute eine ihrer schönsten Vertreterinnen gesandt, sagen, wenn wir so schlecht den Ritterdienst verständen?“

Und der seltsame Zug bewegte sich dem Seitenausgange zu, während die Volksmenge vor dem Hauptportal auf ein nochmaliges Erscheinen des Fürsten wartete. Voran schritt, den Wegweisend, der Bürgermeister, welcher nun bereute, sich von seinem Vaterstolz zu dem Triumph über den Obersten verleitet haben zu lassen, und die Ungnade des Fürsten fürchtete, zugleich die Situation, welche denselben zu einem Gange durch versteckte Thüren nöthigte, verwünschend.

Wie schlecht kannte er aber den Fürsten! Die Ungnade des jungen Regenten über ein Hinausschieben des festlichen Banketts hätte ihn sicher getroffen, wenn sein Töchterlein minder schön und jung gewesen wäre. Der Fürst entstammte ja einem Herrscherhause, welches seiner ritterlichen Freundlichkeit wegen berühmt war, und die minutenlange Wanderung an der Seite des holden Geschöpfes, leichtthin plaudernd, war die erste Würze des langweiligen Einweihungsaktes in S. Die Erinnerung an die langen, salbungsvollen Reden, welche den heißblütigen Fürsten geärgert und welche er doch ernsthaft hatte hinnehmen müssen, verschwamm vor dem Glanze der schönen Frauenaugen, und das leise Wort, welches er von den schüchternen Lippen errang, hatte mehr Werth für ihn, als alle wohlgesetzten Phrasen, welche er von den Männern vernommen.

Der Fürst geleitete seinen Schützling zum Wagen, küßte noch einmal die kleine Hand, sprach die Hoffnung auf ein Wiedersehen aus — und davon rollte die Equipage, deren Eleganz selbst dem Fürsten auffiel. Sich zum Bürgermeister wendend, klopfte der Fürst ihm auf die Schulter und sagte lächelnd:

„Haben mir da eine entzückende Ueberraschung bereitet, mein lieber Behrens, die ich niemals vergessen werde; konnte mir gar nichts Lieberes geschehen, als die Schlüssel aus solcher Hand zu empfangen!“

Und freundlich weiter mit dem Manne plaudernd, ihn nach seinen Familienverhältnissen befragend, ging der Fürst den Weg, welchen er gekommen, zurück.

Der Bürgermeister schien zu wachsen in seiner Würde, und auf seinem gutmüthigen Gesicht lag ein Glanz, wie ihn die Augustsonne um Mittag hervorrufen kann, als er dem Obersten wieder entgegentrat. Nun ging es an ein Beschauen sämmtlicher Räume, bis endlich das Diner seinen Anfang nahm.

Es war am Abend des folgenden Tages. Hell auf blinkten die Fenster des Rathhauses, vor welches Equipage auf Equipage rollte. Dem Fürsten zu Ehren wurde ein Ball gegeben.

Die Gesellschaft war versammelt, der Regent erschien, er hatte die Polonaise mit der Frau Oberst getanzet und die Rundtänze mit der Tochter des Bürgermeisters eröffnet. Viel böse Blicke keimten das schöne Kind dabei ein. Während des Tanzes und der Pausen plauderte der Fürst lebhaft mit den Anwesenden. Lächelnd trat er jetzt auf die Ueberreicherin des Rathhaus-schlüssels zu. Sie sah reizend aus — auch in der modernen Tracht; im duftigen, hellblauen Kleid, aus welchem der Schnee von Schultern und Armen leuchtete.

„Wie ich höre, sind Sie noch ganz fremd in der Gesellschaft? Sie kennen Niemand und werden von Niemand gekannt? Wie kommt das?“ sagte er freundlich.

„Ich bin auf meiner Mutter Wunsch in einer Herrnhuter Anstalt Schlesiens erzogen. Die weite Entfernung machte, daß ich die Pension nur während der Sommerferien verließ, und diese verlebte ich auf Reisen mit meinem Vater. So bin ich meiner Heimath fremd geworden.“

Sie war heute schon zutraulicher und konnte ohne Erröthen mit dem Fürsten sprechen. Sie mußte diesem von ihrem Leben in der Pension, von ihren Freundinnen erzählen und es wehte ihm aus ihren Worten ein zärtlich schüchternes, weltfremdes Gemüth entgegen.

Höflich grüßend, ging der Fürst weiter und sofort gesellten sich andere zu ihr. Fast zu gleicher Zeit trat Herr v. Baffow, ein Vetter mütterlicherseits, an sie heran, und der Vater stellte ihr den Leutnant von Kauffungen vor.

Kauffungen und Baffow kannten sich durch oberflächlichen Verkehr aus irgend einem Bräu und waren sich einander vollständig gleichgiltig geblieben. Im Augenblick aber, da sie sich im Rathhaus neben des Bürgermeisters Töchterlein wiederfanden, nahm ihr gegenseitiges Gefühl eine scharfe Färbung an. Der Zivilist maß den Offizier mit bösem, dieser jenen mit unerträglich hochmüthigem Blick. Der letztere traf. Unwillkürlich wandte von Baffow das Auge ab und das unangenehme Gefühl durchrieselte ihn, daß sich der stolze Kauffungen über seine Verwandtschaft mit dem spießbürgerlichen Bürgermeister in seiner impertinent malitiosen Weise lustig machen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Sylvesterbräuche.

Plauderei von M. Koffak.

Die letzte Stunde des Jahres ist gekommen — wir stehen hart vor der Pforte des neuen. Was wird es uns bringen? Wohl jeder von uns fragt es sich und kein Wunder ist es, daß die Menschen von altersher versuchten, den Schleier von den guten und bösen Gaben zu lüften, die es für sie in seinem Schoß trug. Wenn wir Kinder der Neuzeit uns auch mehr oder weniger von Aberglauben frei wännen, so haben wir die alten Bräuche doch von unsern Urbordern übernommen, um sie, wenn auch oft nur zur Kurzweil, in fröhlicher Gesellschaft bei Becherklang und Lichterglanz zu üben. Daß die meisten derselben noch aus der Heidenzeit stammen, ist freilich sehr vielen nicht klar. Die alten Germanen verknüpften mit der Zeit der Wintersonnenwende — den zwölf Nächten, die zwischen dem Julfeste, unserm Weihnachten und dem Dreikönigstage liegen — gar mancherlei Vorstellungen, die zu Zauberei und Sitten wunderlichster Art führten, und

namentlich am Perchtentag, dem 30. Dezember, ihren Gipfel-punkt fanden. Viel davon sind durch den Wandel der Zeiten unverändert erhalten geblieben und von unsern Voreltern einfach auf den 31. Dezember, den Sylvesterabend, verlegt worden. So sollen z. B. die in Bopfform gebackenen Kuchen, welche man in vielen Gegenden Deutschlands in der Neujahrsnacht ißt, ihren Ursprung daher haben, daß dem früheren Volksglauben nach Frau Perchta, auch Holle genannt, dann in die Häuser ging, um zu sehen, ob die Mädchen auch ihre Böpfe sauber und glatt geflochten hatten. War es nicht der Fall, so zerzauste sie ihnen das Haar so sehr, daß es sich nie mehr entwirren ließ und sie einen „Hollekopf“ bekamen. Auch das Karpfenessen schreibt sich aus der Heidenzeit her. Die Schuppen des Thieres bedeuten verzobertes Zwergengold — verspeißt man nun den Fisch, so wird man das ganze Jahr über die Tasche mit Gold gefüllt haben. Ganz besonders aber trifft dies zu, wenn man eine recht schöne glänzende Schuppe des Sylvesterkarpfens bis zum nächstfolgenden Sylvester bei sich trägt. Mit dem Zwergengold wird ferner das Zinngießen in Verbindung gebracht, wenn man freilich auch die dabei entstehenden krausen Gebilde noch in mannigfachster anderer Weise deutet. Eine nahe Verwandtschaft mit dem Zinngießen besitzen übrigens noch verschiedene andere Bräuche. In die Schale eines Hühnerreis, das man in der Neujahrsmitternacht im Stalle findet, macht man zwei Löcher und sieht durch dieselben hindurch; die Figuren, die man darin erblickt, geben Aufschluß über die Zukunft. Ebenso läßt sich aus den wolkigen Gebilden eines ins Wasser geschlagenen Eiweißes und aus den verglimmenden Kohlen im Ofen wahr sagen.

Zu den verbreitetsten Sylvesterbräuchen gehört wohl das „Glückgreifen“. Es werden zehn Figuren: Mann, Frau, Wiege, Ring, Brot, Glück, Geld, Schlüssel, Himmelsleiter, Todtenkopf aus Brotteig gebacken oder aus Weidenwurzeln geschnitzt; nun geht eine Person aus dem Zimmer und man legt neun Teller umgekehrt auf den Tisch, unter drei davon findet je eine Figur ihren Platz. Kehrt die betreffende Person wieder, so hebt sie drei Teller auf — je nachdem, was sie darunter erblickt, gestaltet sich ihr Schicksal im kommenden Jahre. Indessen muß sie noch zweimal das Zimmer verlassen, damit auch die übrig bleibenden Figuren unter die Teller gelegt werden können. Es wird dem Leser auffallen, daß zehn Figuren vorhanden sind und doch nur neun verwandt werden, doch erklärt sich das daraus, daß, wenn derjenige, welcher in der erwähnten Weise das Schicksal befragt, männlichen Geschlechts ist, man ihm die Frau, im umgekehrten Falle jedoch den Mann unter den Teller legt. In manchen Provinzen birgt man auch alle neun Figuren gleichzeitig unter den Tellern. Etwas verdorben wird die Stimmung häufig, wenn jemand den Todtenkopf aufdeckt, man ersetzt ihn daher zuweilen durch irgend eine beliebige andere Figur, doch bleibt der Effekt schließlich derselbe, da jeder weiß, daß diese an Stelle des ominösen Symbols getreten ist.

Im Grund erscheint das Glückgreifen nur für Unverheiratete geeignet, doch dürfte das mehr oder weniger bei den weitaus meisten Sylvestercherzen der Fall sein. Die geheimnißvolle Persönlichkeit des oder der Zukünftigen spielt bei der Mehrzahl eine wichtige Rolle. Wie unendlich viele Tricks giebt es nicht, vermöge deren man das Schicksal zu zwingen sucht, über diesen Punkt Aufschluß zu ertheilen! Die jungen Leute werfen ein Haar von ihrem Kopf in eine Schale Wasser, schlingt es sich zum Ring, so begrüßt sie das nächste Neujahr als Vermählte, andernfalls bleiben sie ledig; sie legen, rückwärts schreitend, ohne zu zählen, Holzschelte auf die Stufen einer Treppe, sind dieselben paarig, so verloben sie sich vor Ablauf von zwölf Monaten; sie werfen über ihren Kopf hinweg einen Pantoffel gegen eine Thür, um dann aus seiner Lage Schlüsse über die Gesinnung des geliebten

Gegenstandes zu ziehen. Liegt er mit der Spitze nach der Thür, so wird nichts aus der Geschichte, ist die Sohle oben, so kämpft der andere Theil noch mit Zweifeln bezüglich seiner Neigung, richtet sich die Spitze aber dem Thürschloß zu, dann — ja dann hat man begründetes Recht zum Hoffen. Bekannt ist auch das Walnußschalen-, sowie das Apfelschalenorakel. Viel Spaß macht es den Mädchen in der Regel, um Mitternacht in einem einsamen Zimmer in den Spiegel zu sehen, um dort das Gesicht des künftigen Gesponses zu erblicken, aber oft schon hat die eine oder andere bei solchen Gelegenheiten einen fürchterlichen Schrecken davongetragen, da sie thatsächlich ein sähnurrbartiges Gesicht sah, das keineswegs ein Gebilde ihrer Phantasie war. Es erscheint aus diesem Grunde rathamer, die Sache anders anzufangen — giebt es doch noch mehr Mittel, die zum gleichen Ziele führen! So braucht man sich nur am Sylvesterabend einen Apfel zu kaufen, um den man aber nicht schachern darf, heißt man nun, während die Uhr die Mitternachtsstunde verkündet, in die Frucht und legt sie dann unters Kopfkissen, so erblickt man den späteren Gatten im Traum.

Etwas Schauerliches hat ein alter Brauch, den namentlich die Landleute noch hier und dort voll Pietät gegen ihre Verstorbenen üben. Sie glauben, daß der Todte, der zuletzt das Haus verlassen hat, in der Neujahrsmitternacht in dasselbe zurückkehrt und sich eine Stunde lang an den Ofen setzt. Darum stellen sie ihm einen Stuhl dorthin und fegen den Platz rein und bestreuen ihn mit Tannen. Den Kindern aber, die nach dem Zweck dieser Vorbereitungen fragen, sagen sie, damit sie sich nicht grauen sollen, „die lieben Engelein werden uns in dieser Nacht besuchen.“

(Nachdruck v

Sylvester.

Novellette von Hans Reis.

„Guten Abend, Gertha! Na, Du wirst frohlocken. Ich bringe gute Nachricht für Dich,“ sagte mit etwas erzwungener Heiterkeit der Regierungsrath Baron von Bohlen und warf sich neben seiner jungen Frau in den Sessel. „Es geht nämlich doch mit der Scheidung! Ich habe soeben mit Rechtsanwalt Fricke im Kasino über unsere Angelegenheit gesprochen. Er meint, die Gründe, die wir vorbringen, würden genügen.“

„Ach, in der That, das freut mich, zu hören,“ antwortete sie und warf einen flüchtigen Seitenblick auf den Gatten. „Uebrigens, Du kommst heute auffallend früh zurück. Es ist kaum elf Uhr.“

„Ja, das hat seinen guten Grund; denn Fricke und ich, wir waren schließlich die einzigen Gäste des Kasinos. Und dann . . .“ Er lachte etwas verlegen. „Ich hatte so eine merkwürdig melancholische Anwandlung heute. Zu Hause bei meinen Eltern da wurde nämlich am Sylvesterabend immer ein Wunsch gebräut. Wir alle saßen dann gemüthlich bei der Bowle und erwarteten so das neue Jahr. Da dachte ich denn . . . Wie wär's, Gertha, wenn wir uns heute solch' ein gemüthliches Böwölchen brauten?“

„Wir beide?! Welch merkwürdige Idee von Dir!“ jagte sie frostig. „Ich kann mir nicht viel Vergnügen von dem tête-à-tête versprechen.“

„Du willst nicht? Du hast keine Lust? Nun, dann natürlich nicht. Ich hatte zwar eigentlich gehofft, Du würdest mir diesen Wunsch nicht abschlagen, um so weniger, da ich Dich in den drei Jahren unserer Ehe doch wahrlich nicht mit überflüssigen Wünschen gequält habe.“

„Nein, das thatest Du, Gottlob, nicht,“ erwiderte die junge Frau, während ein feines Roth in ihre Wangen stieg, „und ich war Dir auch immer — dankbar dafür. Was nun Deinen Wunsch betrifft . . . so möchte ich ihn Dir natürlich gern erfüllen. Es ist nur . . . Ich habe nämlich die beiden Mädchen beurlaubt, und der neue Diener ist so herzlich ungeschickt in solchen Sachen.“

„O, wenn's nur das ist,“ rief er gut gelaunt durch ihre halbe Zustimmung, „so laß mich nur machen. Du sollst sehen, in kaum einer Viertelstunde haben wir den schönsten Sylbesterpunsch!“

Und wirklich — nach merkwürdig kurzer Zeit dampfte schon das aromatisch duftende, heiße Getränk in der kostbaren silbernen Bowle.

„Komm her, Gertha, und koste,“ forderte er die junge Frau auf. „Ich hoffe, Du wirst mit mir zufrieden sein.“

Sie nahm das gefüllte Glas aus seiner Hand und zog zuerst prüfend den Dampf in das feine Näschen. Dann nippte sie.

„Ah, gut — sehr gut! Wie das wohlthut, wie das wärmt! Schnell, Achim, gib mir noch ein Glas!“

„Du, Gertha, nimm Dich in Acht. Der Punsch hat's in sich,“ warnte er. „Ich hab's schon draußen beim Kofen gespürt.“

„Ach, was thut das! Es ist ja nur einmal im Jahre Sylbester.“

Und wieder trank sie hastig auf einen Zug das Glas leer.

„Sieh da, Gertha, wer hätte das in Dir gesucht,“ lobte er vergnügt, ernster setzte er hinzu: „Uebrigens das erste Glas, das wir gemeinsam leeren, wollen wir dem „neuen Jahre“ darbringen. Möge es mehr Glück als Unglück in seinem Schoße tragen.“

„Ein frommer Wunsch, der leider nur selten in Erfüllung geht! Doch sei's darum. Ich bin einverstanden.“

Mit leisem, melodischem Klang trafen die feinen Krystalle an einander.

„Und jetzt, Gertha,“ wieder hatte er die Gläser bis zum Rande gefüllt, „jetzt bringe ich ein Wohl aus, das mir nicht minder am Herzen liegt als das erste. Komm, laß uns auf die Gesundheit meiner lieben, alten Eltern trinken! Wie sehnsüchtig werden sie an dem heutigen Abend an mich — an uns,“ verbesserte er sich schnell, „denken.“

„Nein, Achim,“ sie zog ihr Glas so hastig zurück, daß der vergossene rothe Wein häßliche Flecke auf der hellen Seidendede hinterließ, „auf das Wohl Deiner Eltern trinke ich nicht!“

„Weshalb denn nicht, Gertha?“ fragte er betroffen.

„Weil . . .“ Sie zögerte einen Augenblick und sah ihn finster an. Sollte sie es ihm sagen? Heute — jetzt?

Drei Jahre lang hatte sie geschwiegen, hatte ihr Stolz ihr verboten, eine Erörterung herbeizuführen, die nur demüthigend sein konnte für sie und — für ihn. Aber heute erfüllte sie plötzlich eine wilde, unbezwingliche Lust, ihm Alles zu sagen, ihm ihre Anklage ins Gesicht zu schleudern.

„Weil ich Deine Eltern hasse — ja, hasse!“ vollendete sie deshalb heftig, „wie sie mich hassten! Oder denkst Du vielleicht, ich hätte es nicht empfunden, mit welcher Nichtachtung sie mich behandelten, als Du mich ihnen brachtest — damals — nach unserer Hochzeit. Sie sahen in mir nicht ihr Kind, nicht die Gattin des einzigen Sohnes. Nein, ich war für sie nur eine widerwillig Geduldete, die Tochter des reich gewordenen Krämers, des Emporkömmlings! Ach, wenn ich vor unserer Hochzeit gewußt hätte, was ich heute weiß! Aber man ist ja so thöricht, so kindisch thöricht mit 17 Jahren! Was wußte ich denn vom Leben! Was von Euch Männern! Ja, wenn mir der Vormund damals verrathen hätte, daß ich nur geheirathet wurde,

um das stark verschuldete Familiengut und den dito stark verschuldeten Herrn Baron wieder flott zu machen!“

„Wer hat Dir das gesagt, Gertha?!“

„Gleichviel, wer mir's gesagt hat,“ fuhr sie ungestüm auf. „Ich weiß es, und Du wirst die Richtigkeit meiner Behauptung nicht bestreiten können!“

Nein, das konnte er freilich nicht. Er senkte schuldbewußt das Haupt; denn er hatte sie ja damals in der That nur geheirathet als lästiges Anhängsel ihres — Geldbeutels . . . Und jetzt?!

Wer hätte aber auch ahnen können, daß sich aus dem mageren, reizlosen Backfischchen ein so verführerisch schönes Weib entwickeln würde?

Wie recht hatten die Kollegen, wenn sie diesem reizenden Geschöpf so überschwenglich huldigten! Und wie unrecht thaten sie, ihn um eben diese reizende Frau zu beneiden — um diese Frau, die doch nur dem Namen nach „sein“ Weib war.

„Verzeih' mir, Gertha.“ Seine sonst so energische Stimme klang fast demüthig. „Und laß uns denn dies Glas dem Andenken Deiner verstorbenen Eltern weihen. Ich habe sie ja zwar leider nicht mehr kennen gelernt; aber ich ehre und schätze sie auch über das Grab hinaus noch, eben weil es — „Deine“ Eltern sind.“

„Ich danke Dir“, murmelte sie leise.

Und wieder trafen sich mit hellem, melodischem Klang die Gläser, und wieder mieden sich fast ängstlich die Blicke der beiden Gatten.

„Weißt Du übrigens,“ hub er dann an, „daß ich zum ersten Februar nach D . . . versetzt bin?“

„Sieh, sieh, nach D . . ., das ist ja sehr hübsch für Dich“, meinte sie etwas spöttisch. „Dort wohnt ja Frau von Raben, Deine treue Freundin und Verehrerin.“

„Ja, und ich freue mich, die alte Jugendgespielin dort wiederzufinden.“

„Das kann ich mir lebhaft denken. — — Ach, Achim, was seid Ihr Männer doch blind!“ sagte sie dann mit einem leichten Seufzer. „Das Lächeln der Frau von Raben, das ist ja ebenso falsch wie ihre rothigen Wangen, ihre Perlenzähne und die viel bewunderten, rothen Haare.“

„Nicht doch, Gertha, Du erkennst Marie von Raben.“

„Mag sein, daß ich ihre Vorzüge unterschätze“, bemerkte sie leichtthin. „Unser Geschmack war ja allerdings nie der gleiche. Apropos, zum Beweis, daß ich nicht grolle, trinke ich jetzt dies Glas auf das Wohl Deiner Freundin, auf das Wohl der „schönsten“ Wittwe!“

„Spotte nicht, Gertha, ich mag's nicht hören, am wenigsten aus Deinem Munde.“

Sie zuckte gleichmüthig die Achseln und schwieg.

„Was gedenkst Du übrigens zu thun?“ fragte er wieder, und sah sie erwartungsvoll an. „Ich meine — — später.“

„Wahrscheinlich gehe ich Anfang Januar nach Rom und komme dann im Frühjahr nach hier zurück, um den Haushalt aufzulösen.“

„Du allein? Solltest Du männliche Hilfe gebrauchen, so — so bin ich natürlich gern bereit . . .“ bemerkte er zögernd.

„Du, mein Freund, wärest doch wohl die ungeeignetste Persönlichkeit! Uebrigens war Ramin schon so liebenswürdig, mir seine Hilfe anzubieten.“

„Gertha, ich will nicht hoffen“, er sprang zornig auf, „daß Du mit diesem mir so unsympathischen Menschen unsere — Angelegenheit erörterst hast?“

„So? Ist er Dir unsympathisch? Merkwürdig! Mir ist er sehr sympathisch. Ich finde ihn hübsch und liebenswürdig. Außerdem wirst Du mir wohl zugeben müssen, daß ein Mensch,

Der fast täglich unser Haus besucht, schließlich die Wahrheit errathen mußte.“

„Gertha, Du „liebst“ diesen Menschen! Gesteh es! Du liebst ihn! Nicht wahr?“ Er faßte mit heftigem Druck ihr zartes Handgelenk.

„Und wenn ich ihn nun liebte?“

„Wenn Du ihn liebtest . . . wenn . . .“ Vor Erregung versagte ihm fast die Stimme. „Du liebst ihn also! Du giebst es zu! So höre denn, unter den Umständen willige ich nicht in die Scheidung! Meinem besten Freunde würde ich Dich, bei Gott nicht gönnen! Und diesem verlebten Burschen, diesem Weiberheld — nie — niemals!! Du würdest tief unglücklich werden an seiner Seite.“

Ein seltsames Licht glomn plötzlich auf in ihren Augen. Um ihre Rippen spielte ein Lächeln — ein glückliches Lächeln. Trotzdem fragte sie leise:

„War ich denn etwa glücklich an Deiner Seite, Joachim?“

„Mußt Du mich wieder daran mahnen! Kann ich dafür, daß Du mich nicht lieben kannst?“

„Glaubst Du wirklich, daß ich Dich nicht lieben kann?“

„Gertha, foltere mich nicht! Was, um Gott, willst Du mit Deinen Worten sagen?“

„Still!“ flüsterte sie und legte warnend den Finger auf die Lippen. „Es schlägt — zwölf Uhr . . . Und jetzt läuten die Glocken, wie schön, wie feierlich! Sie läuten ein neues Jahr ein. Joachim“, sie sah ihn plötzlich mit strahlenden Augen an, „soll es ein „glückliches Jahr“ für uns beide werden?“

„Gertha, mein Weib!“ Er hielt sie schon in den Armen, an seinem Herzen und bedeckte ihr Antlitz mit heißen Küssen. „Wie lieb' ich Dich — wie lieb' ich Dich!“ stammelte er dabei.

„Sag' lieber, wie lieben wir uns“, verbesserte sie. „Und wie haben wir uns gequält mit unserem thörichten Stolz! Wie leicht wären wir auseinander gegangen in eben dem thörichten Stolz, wenn nicht,“ sie sah mit schelmischem Lächeln zu ihm auf, „Dein vorzüglicher Schwesternpunsch uns noch in zwölfter Stunde die Zungen gelöst hätte!“

(Nachdruck verboten.)

Die Sylvester-Überraschung.

Humoreske von Egon Rosca.

„Männel, es ist doch wirklich schade,“ so sagte meine Frau zu mir in den Weihnachtstagen, — ich glaube, es war am vierten Feiertag, — „nun reißt meine Schwester bald wieder ab, und mein sehnlichster Wunsch, sie als Braut in die Heimat zurück-schicken zu können, ist nicht erfüllt worden!“

„Ja, liebes Kind“, antwortete ich, „was ich thun konnte, habe ich doch wirklich gethan. Ich bin mit Dir und der lieben Paula von Gesellschaft zu Gesellschaft gewandert, habe ihr eine ganze Kompagnie heiratsfähiger Herren vorgeführt. Daß ihr Herz dabei nicht gesprochen hat, ja dafür können wir doch nichts!“

„Ich glaube, Männel, daran liegt's nicht. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn sie nicht sogar recht verliebt wäre.“

„S' der tausend, was Du sagst, Mausel“, rief ich ganz erstaunt aus, „und wer ist denn der Glückliche, in den unsere gute Paula sich verliebt hätte? Ein Glücklicher ist der wirklich zu nennen, denn ich muß sagen, daß Paula mir auch ausgezeichnet gefällt. Sie hat sich in den zwei Jahren, seit unserer Verheiratung, sehr gut entwickelt, nicht nur äußerlich. Sie hat auch das Herz auf dem rechten Fleck und hat Verstand. Also wer ist der Glückliche, der sie zum Weibe erhalten soll?“

„Ja, so weit ist's doch leider nicht. Ich weiß ja auch noch nicht ganz genau, ob ich mich nicht irre. Aber sie spricht jetzt so viel von Dr. Huber und rühmt fortwährend sein reiches Wissen und seinen guten Charakter, daß ich mirs nicht anders denken kann, als daß sie in ihn ganz verliebt sei.“

„Was, mein guter Ernst ist der Auserwählte, Dr. Ernst Huber, der große Philologe und Menschenerzieher! Das gelehrte Guhn! Ja, liebes Kind, Huber, der wird ihr im ganzen Leben keinen Heiratsantrag machen. Sieh' 'mal, wenn Dr. Huber irgendwo eine alte ägyptische Papyrusrolle entdecken würde, so würde er wahrscheinlich darauf zustürzen, sie ans Herz drücken und sie inbrünstig abküssen, und je älter sie wäre, desto stürmischer würde er sein. Aber ein junges Mädchen ans Herz zu drücken, sie zu küssen und ihr zu sagen: Ich liebe Dich! Das kriegt mein guter Freund nicht fertig. Der heiratet in seinem ganzen Leben nicht, wenn er nicht geheiratet wird.“

„Na, Paula kann sich dem Doktor doch nicht an den Hals werfen!“ rief meine Frau beinahe erzürnt aus.

„Ja, da hast Du schon ganz recht! Aber dann weiß ich auch wirklich nicht, wie etwas daraus werden soll! Daß es auch gerade der Huber ist, der schüchterne Philologe, auf den ihre Wahl fiel! Ich weiß wirklich nicht, wie man den zum Reden bringen könnte. Aber bist Du auch sicher, daß Paula den Dr. Huber meint?“

Meine Frau wollte mir hierauf antworten, als meine Schwägerin Paula eilig ins Zimmer trat und ausrief:

„Herr Dr. Huber kommt!“

„Woher weißt Du das?“ riefen wir beide wie aus einem Munde.

„Ich stand zufällig am Fenster, als er auf unser Haus zuschritt!“ antwortete sie, als es auch schon klingelte und wir draußen meinen Freund sprechen hörten.

„Die Sache ist schon richtig!“ flüsterte mir meine Frau zu, „seit einer halben Stunde macht sie sich am Fenster zu schaffen. Sie wußte, daß er kommen würde. Natürlich, er bringt ihr ja wieder ein Buch!“

Dr. Huber trat ins Zimmer mit einem Buch in der Hand, begrüßte mich und meine Frau ziemlich oberflächlich und ging dann auf Paula zu, der er sehr freundlich die Hand drückte: „Hier bringe ich Ihnen das versprochene Buch, gnädiges Fräulein!“ sagte er dazu.

„Ach, daran habe ich ja gar nicht mehr gedacht“, antwortete die kleine Kokette, „das ist ja sehr liebenswürdig von Ihnen!“

„Ich versprach Ihnen, heute Vormittag mit dem Buch zu kommen, und mein Versprechen halte ich stets!“ sagte mein Freund, der in seinem Stumpfsinn es natürlich nicht merkte, daß Paula die Verabredung nicht offenbar haben wollte.

Wir beide aber, meine Frau und ich, merkten genug und, auf einen Wink meiner Frau, ließen wir die beiden allein, um außerhalb des Zimmers, an der Thür zu horchen, was es geben würde. „Seht“, so meinte meine Frau, „hat doch Dr. Huber die beste Gelegenheit, sich der Paula zu erklären!“

„Die hat er, Mauschen“, sagte ich darauf, „aber wie ich meinen Freund Huber kenne, erklärt er sich nicht, allenfalls erklärt er Deiner Schwester das Buch, das er ihr mitgebracht hat!“

Und so wars auch; wir hörten auf unserem Laufscherposten sehr bald, wie Huber in den gelehrtesten Abhandlungen über das Werk stecste und meiner ehrfurchtsvoll lauschenden Schwägerin einen langen tief sinnigen Vortrag hielt.

„Du“, rief ich meiner Frau zu, „jetzt wird Schluß gemacht; ich gehe jetzt hinein und werde mit meinem Freunde reden, Du kannst Paula zu Dir rufen unter irgend einem Vorwande!“

Mit diesen Worten öffnete ich auch schon die Thür und meine Frau rief Paula ab.

„Sag' mal, alter Junge“, redete ich meinen Freund an, „was hast Du eigentlich so Wichtiges mit meiner Schwägerin zu sprechen?“

„Wichtiges?“ sagte er verlegen, „ich erklärte nur dem Fräulein, wie weit ab wir von der Aesthetik der alten Griechen gerathen, wenn —“

„Also bei den alten Griechen warst Du noch! Na, weißt Du, mein Lieber, da verstehe ich Dich aber auch nicht. Wenn Du wegen eines jungen Mädchens Dich heute Vormittag von der Arbeit losreißt, dann mußt Du dieses junge Mädchen lieben. Dafür kenne ich Dich fleißigen Büchertwurm zu genau! Nicht wahr, Du liebst doch Paula?“

„Ja, wirklich, ganz schrecklich liebe ich sie, wie ich noch nie ein Mädchen geliebt habe. Sie ist aber auch entzückend und so klug! Das erste weibliche Geschöpf, welches mir im Leben je begegnete, das mich vollkommen versteht. Sie ist geradezu himmlisch und so —“

„Sieh 'mal, Du alter unpraktischer Suber,“ unterbrach ich seinen Redestrom, „wenn Du das alles, was Du mir eben sagst, der Paula gesagt hättest, anstatt ihr einen Vortrag über die Aesthetik der alten Griechen zu halten, dann hättest Du ihr einen herzhaften Kuß geben können und die Verlobung wäre fertig!“

„Aber Du — was Du auch verlangst! Ich kann doch nicht; ich weiß doch nicht — — ich —“ stotterte er verlegen.

„Na, sie kann Dir doch keine Liebeserklärung machen?“

„Na, ich weiß doch überhaupt nicht, ob ich darf, ob sie mich denn auch lieben kann und heirathen will!“ sagte er beinahe weinerlich.

„Na, dann hättest Du sie eben fragen müssen; das wäre meines Erachtens für Dich in diesem Augenblicke viel wichtiger, als die ganze Aesthetik der alten Griechen! Ich will Dir etwas sagen, mein lieber Freund, wenn man keine ernstlichen Absichten hat, darf man einem jungen Mädchen den Kopf nicht verdrehen, darf man ihr keine Bücher bringen und sich mit ihr stundenlang allein unterhalten.“

„Aber ich habe sie ja so lieb, ich habe ja die ernstlichsten Absichten!“ wimmerte er.

„Dann sei ein Mann und mache ihr den Heirathsantrag. Höre genau zu, alter Junge! Zum Sylvester lade ich Dich hiermit feierlichst ein. Wenn Du Dich bis zwölf Uhr nicht mit Paula verlobt hast, so verpaßt Du den Anschluß. Am Tage darauf fährt meine Schwägerin zu ihrer Mutter zurück. Das ist mein letztes Wort.“

„Mauschen!“ rief ich hierauf hinaus, und meine Frau erschien im Zimmer mit ihrer Schwester Paula. „Wir wollen uns einen recht vergnügten Sylvesterabend machen. Da Paula ja doch am Neujahrstage nach Hause reisen will, wollen wir noch den letzten Abend recht froh genießen. Dr. Suber wird auch kommen, und ich werde für eine Sylvesterüberraschung sorgen, die Euch alle erfreuen wird. Du kannst noch Mersens und Körtes dazu laden, vielleicht auch noch den Assessor Richter, damit Paula einen lustigen Tischherrn hat. Der Suber ist doch immer so langweilig, nicht wahr, Paulchen?“ schloß ich neckend.

„Hoffentlich sind die lieben Freunde zum Sylvester noch nicht versagt! Ich werde nur gleich die Karten ausschicken; Paula, Du kannst mir helfen!“ sagte meine Frau.

Die Damen verschwanden, ich aber begleitete Dr. Suber, der sich empfahl und ging aufs Telegraphenamt, um bei meiner Schwiegermutter telegraphisch anzufragen, ob sie zum Sylvester zur Verlobung ihrer Tochter Paula herüberkommen könnte. Ich

ließ mir ins Bureau die Antwort kommen und gab auch meiner Schwiegermutter telegraphisch die Weisung, nichts darüber an Paula oder meine Frau zu schreiben. Sie könne sich ganz in der Angelegenheit auf mich verlassen. Was ich erwartet, traf ein, meine Schwiegermutter, eine sehr rüstige und thätige Frau, die ungern den großen Hausstand lange allein ließ, versprach zwar zu kommen, aber nicht vor Sylvester Abend, um schon am nächsten Tage wieder abzureisen.

Gegen halb zwölf Uhr trifft der Zug ein, da kommt die gute Mutter gerade recht, um, meiner Berechnung gemäß, dem verlobten Paar den Segen zu geben.

Als ich nach Hause kam, fragte mich meine Frau, wie die Sache stände.

„Gut!“ antwortete ich, „am Sylvester feiern wir Verlobung; ich habe dem Suber das feste Versprechen abgenommen, daß er bis zwölf Uhr mit Paula im Reinen sein muß!“

Bei mir wußte ich natürlich, daß Suber sein Versprechen nicht halten würde, aber ich wußte auch, wie ich ihm energisch nachhelfen könnte.

So nahte der 31. Dezember heran; als ich mittags aus dem Bureau heimkehrte, begrüßte mich meine Frau mit den Worten: „Denke Dir nur, wie unangenehm hier, ein Telegramm von Deinem Bruder, er kommt heute Abend auf der Durchreise hier durch und bittet Dich, auf dem Bahnhof zu sein! Das stört die ganze Gesellschaft!“

Ich that natürlich sehr überrascht, obwohl ich mir das Telegramm bei meinem Bruder selbst bestellt hatte und beruhigte meine Frau, daß ich nicht lange von der Gesellschaft fernbleiben und die Gemüthlichkeit nicht stören würde.

„Zur Verlobung bin ich wieder zurück!“ meinte ich, worauf meine Frau noch sagte:

„Na, wenn Du nur überhaupt Glück hast mit der Verlobung!“

Abends war es denn auch wirklich sehr gemüthlich, wir waren alle zusammen zehn Personen. Der Assessor Richter hatte abesagt, so daß Suber ganz allein, als einziger Unverheirateter, Paula für sich hatte. Er war während der ganzen Tafel im tiefsten Gespräch mit Paula, aber er kam aus dem klassischen Alterthum nicht heraus, so oft ich ihm auch Winke zu geben suchte, um ihn auf die Gegenwart zu bringen.

Nach dem Essen, das sehr animirt war, brachte ich meine Gäste in mein Zimmer und erklärte, daß ich mich auf ein Viertelstündchen entschuldigen müsse. Den Grund hatte bereits meine Frau ihnen mitgetheilt.

„Wenn ich zurückkomme, muß ich Sie bereits bei der Neujahrsbowle vereint finden, bei der dann“, so sagte ich laut mit auffälliger Betonung, „mein Freund Suber eine große Rede über die Zukunft halten will, nicht nur über unser aller Zukunft im allgemeinen, sondern im besonderen über die seine.“

„Aber was Du da nicht alles wieder plauderst!“ meinte Suber ganz verlegen.

Dann empfahl ich mich, nachdem ich meiner Frau die Weisung gegeben, die Tafel für die Sylvesterbowle bald herzurichten, und die Gäste, noch bevor ich wieder zur Stelle sei, Platz nehmen zu lassen.

Ich holte gemüthlich meine Schwiegermutter vom Bahnhof ab, der ich nun noch alles Nähere ausführlich auseinandersetzen konnte, was ihr natürlich vielen Spaß machte, und als ich heimkehrte, versteckte ich sie im Schlafzimmer, wo sie sich etwas restaurirte, während ich zu meinen Gästen hineinging, die bereits gemüthlich bei der Sylvesterbowle saßen.

„Nun, Suber“, rief ich diesem zu, „es ist bereits $\frac{3}{4}$ 12 Uhr, willst Du Deine Rede über die Zukunft vom Stapel lassen?“

„Ach“, sagte mein Freund Körte, unbewußt auf meinen Scherz eingehend, „der Herr Dr. Suber ist ja noch lange nicht bei der Zukunft, der sprach eben noch zu Fräulein Paula vom Mittelalter.“

„Nun“, erwiderte ich, indem ich mich erhob und mein Glas zur Hand nahm, „so muß ich ihn wohl aus der Vergangenheit in die Gegenwart zurückrufen, damit er an die Zukunft denke. Mein Freund Suber, meine Damen und Herren, hat mir nämlich das feste Versprechen gegeben, sich noch in diesem Jahre zu verloben. Die Zeit drängt; seine Tischdame, meine liebe Schwägerin Paula, hat sicher aus den vielen Aufmerksamkeiten, die mein Freund Suber ihr erwiesen, — er hat ihr heute erst wieder einen prächtigen Rosenstrauß mitgebracht, — längst gefühlt, wie sehr Freund Suber sie verehrt, und da ich weiß, daß Paula wirklich ein Herz in ihrem Busen hat, ein warmfühlendes Herz, nicht etwa einen Stein, so bin ich fest überzeugt, daß meine liebe Paula ihren Verehrer sicher erhören wird, wenn er sie jetzt hiermit durch mich um ihre Hand bitten läßt. Ueber das Mittelalter, lieber Suber, kannst Du Deiner Braut weiter einen Vortrag halten, wenn Du ihren Verlobungsfuß empfangen hast und den Segen unserer lieben Mutter, die eigens zu Eurer Verlobungsfeier hergekommen ist!“ Mit diesen Worten öffnete ich die Thür zum Schlafzimmer und führte meine Schwiegermutter herein, dem nicht wenig überraschten Brautpaar zu, das sich nun bei der Begrüßung der Mutter in einem Verlobungsfuß zusammenfand.

„Das hast Du wirklich gut gemacht, Männel“, sagte meine Frau. „Suber hätte sich im Leben nicht erklärt!“

Wir aber feierten noch vergnügt das glückliche Brautpaar, welches das neue Jahr mit einem langen innigen Kuß begrüßte. Dann hielt Körte eine lange Rede, in der er uns allen, aber vor allem dem Brautpaar, ein glückliches neues Jahr wünschte. Und dann plauderten wir von diesem und jenem, meine Frau war glücklich, ihre Mutter, wenn auch nur auf wenige Stunden wieder einmal da zu haben, und als ich mitten im Geplauder plötzlich an das Brautpaar dachte, war dieses verschwunden.

„Die sitzen im Erker, im Salon!“ sagte meine Frau.

„Du“, antwortete ich, „horch' doch 'mal, ob Suber noch immer beim Mittelalter ist, oder schon in der Neuzeit!“

„Ich glaube, er spricht gar nicht“, antwortete meine Frau, „er küßt seine Braut!“

„Dann hat er also endlich die rechte Sprache gefunden!“ mußte ich erwidern.

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



Silbenräthsel.

A ber da dal fe har lin mal mei re se se sten syl vo
Aus vorstehenden 15 Silben sind 7 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. Zufluchtsort; 2. Pflanze; 3. wohlriechende Blume; 4. Stadt in der Altmark; 5. Musikinstrument; 6. Singvogel; 7. Weltstadt. Aus jedem dieser Wörter sind zwei nebeneinanderstehende Buchstaben zu nehmen, die alsdann im Zusammenhang gelesen eine zeitgemäße Feier bezeichnen.

Schwesterräthsel.

Es sind 13 Wörter zu suchen von der unter a angegebenen Bedeutung. Von jedem dieser Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Hauptwort zu bilden, dessen Bedeutung unter b angegeben ist. Die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b ergeben im Zusammenhang einen Festgruß.

a.	b.
1. Ultrömischer Schriftsteller	— preussische Provinz.
2. Weibliches Wesen	— Pflanzentheil.
3. Gebäck	— Friedthier.
4. Singvogel	— weiblicher Vorname.
5. Waldgottheit	— geographische Bezeichnung.
6. Zeichen	— Gefäß.
7. Schöpferische Kraft	— Nest.
8. Blume	— Abstammung.
9. Stimmungsausdruck	— Truppentheil.
10. Spanischer Fluß	— Buchstabe.
11. Amtskleid	— geweihter Ort.
12. Nahrungsmittel	— Schutzwaffe.
13. Orientalischer Titel	— Theil des Gesichts.

Telegraphenräthsel.

Die Striche und Punkte entsprechen den einzelnen Buchstaben der nachstehend in anderer Reihenfolge aufgeführten Wörter. Diese Wörter sind so zu ordnen, daß die auf die Punkte treffenden Buchstaben im Zusammenhang gelesen einen Glückwunsch zum Jahreswechsel ergeben.

Blume, Ding, Ida, Jahn, Nebel,
Robert, Rücken, Segel, Sonne, Ufer.

Abstrichräthsel.

Diener — Hochzeit — Heer — Milton —
Korallen — Wust — Ende — Wien.

Von jedem Wort ist die Hälfte der Buchstaben abzustreichen, jedoch so, daß die stehengebliebenen Hälften aus zusammenhängenden Buchstaben bestehen. Werden diese stehengebliebenen Buchstabengruppen im Zusammenhang gelesen, so müssen sie ein bekanntes Sprichwort ergeben.

Delphischer Spruch.

Sorglos fährt er dahin, doch der dort mit anderem Kopfe,
Spricht: Für der Straße Gewühl fährt er nicht sicher genug.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober;
B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

V, der Vorhandspieler, verliert auf folgende Karte a-Handspiel:
a, b, c, dB, aK, D; c10, D, 9, 7.



Er kommt bei vorichtigem Spiel nur bis 51, bezw. 55, falls nämlich M im ersten Stich einen König zugeibt. M hatte nur 25 Augen in der Karte. Im Skat lagen d8, 7. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderräthfels.

Polsterabendscherze.

Auflösung des Weihnachtträthfels.

Liebe.

Auflösung des Füllräthfels.

Acht, Rind, Ast, Band, Num. — Christbaum.

Auflösung der Schachaufgabe.

(Achtzähiges Selbstmatt von A. Kvicala in Prag: W. Kh5, Dg4, Lg2, Ta2, c1, Bf5, g6, h4. — Schm. Kh2, Sh1, Bg3, g7.)
1. Kh5—g5 2. Lh3 3. Df4 + 4. Te3 + 5. h5, g1 D u. f. w.
6. Dementprechend + u. f. w.

Wichtige Lösungen gingen ein von: Alara Hoffmann, F. Kroner, Frieda u. Gertrud Weiser, Elisabeth Olbrich, Gertrud u. Carl Pfefferkorn, Bromberg. Margarete Dabel Hafenschleuse. Frieda Großtrenz Bromberg.